

### **3. Theoretische Rahmung: Soziale Grenzziehungsprozesse**

---

Erfahrungen und Umgangsweisen mit Differenz und Zugehörigkeit stellen das individuelle Erleben eines sozialen Geschehens dar, bei dem Unterscheidungen vorgenommen und Grenzen gezogen, gestaltet, bearbeitet und auch wieder aufgelöst werden. Diese sozialen Grenzziehungsprozesse sollen deshalb als theoretischer Rahmen für die vorliegende Untersuchung dienen. Wie erwähnt bestehen zwei zentrale Herausforderungen darin, diese Grenzziehungsprozesse zum einen in angemessener Weise in ihrer Dynamik zu verstehen und sie zum anderen in angemessenem Maß unter denjenigen sozialen Kategorien zu betrachten, auf die sie sich jeweils beziehen. Inwiefern diese beiden Aspekte herausfordernd sind und wie ihnen begegnet werden kann, soll im Folgenden erläutert werden.

Eine umfassende und überzeugende Theorie zu sozialen Grenzziehungsprozessen wurde vor kurzem von Andreas Wimmer (2013) vorgelegt. Sie soll über weite Strecken als theoretischer Analyserahmen für die vorliegende Studie dienen. Da diese Theorie allerdings auf ethnische und nationale Dimensionen der Grenzziehung fokussiert, werden davor zwei theoretische Konzepte diskutiert, die Grenzziehungsprozesse thematisieren, ohne dabei auf diese Dimensionen zuzuspitzen, zunächst das Grundlagenkonzept der ‹sozialen Schließung› von Max Weber und anschließend die Theorie der Etablierten-Außenseiter-Figuration von Norbert Elias und John L. Scotson.

### 3.1 MAX WEBER: THEORIE DER SOZIALEN SCHLIESSUNG

Max Weber (1921-1922) beschreibt im Rahmen seines Werks «Wirtschaft und Gesellschaft» soziale Prozesse, die sich abspielen, wenn Gruppen versuchen, den Zugang zu wichtigen Gütern oder Ressourcen zu monopolisieren und also anderen Gruppen diesen Zugang zu verwehren. Er führt dafür das Konzept «offener» und «geschlossener» sozialer Beziehungen ein. «Offen» sind soziale Beziehungen nach Weber, «wenn und insoweit die Teilnahme an dem an ihrem Sinngehalt orientierten gegenseitigen Handeln, welches sie konstituiert, nach ihren geltenden Ordnungen niemand verwehrt wird, der dazu tatsächlich in der Lage und geneigt ist». «Geschlossen» sind sie hingegen, «insoweit und in dem Grade, als ihr Sinngehalt oder ihre geltenden Ordnungen die Teilnahme ausschließen oder beschränken oder an Bedingungen knüpfen» (ebd., S. 23). In dieser Frage, ob soziale Beziehungen «offen» oder «geschlossen» gestaltet werden, geht es also darum, die Teilnahme am jeweils interessierenden «gegenseitigen Handeln» zu regulieren, wobei sich dieses Handeln insbesondere an ökonomischen Interessen orientiert, denn als hauptsächliche Motive für das «Schließen» sieht Weber das Schaffen entweder eines Konsum- oder eines Erwerbs-Monopols (ebd., S. 24-25).<sup>14</sup> Dabei muss dieses «Schließen» nicht notwendigerweise kategorisch und ausnahmslos erfolgen, sondern kann auch graduell reguliert werden, indem die Teilnahme beschränkt oder an Bedingungen geknüpft wird (ebd., S. 23).

Weber führt die Gestaltung dieser sozialen Beziehungen im Sinn von Wirtschaftsbeziehungen im Wettbewerb um ökonomische Chancen weiter aus (ebd., S. 183-185) und beschreibt dabei zwei interessante Aspekte, die danach auch bei Elias und Scotson eine Rolle spielen:

Zum einen beschreibt Weber, wie ein solches «Schließen» vor sich geht: Mitkonkurrierende werden auszuschließen versucht, indem «irgendein äußerlich feststellbares Merkmal» von ihnen betont und ihr Ausschluss auf diese Weise gerechtfertigt wird. Es kann sich dabei um «Rasse, Sprache, Konfession, örtliche oder soziale Herkunft, Abstammung» oder Wohnsitz handeln, wobei es nach Weber «gleichgültig» ist, welches dieser Merkmale verwendet wird, es wird einfach «das nächste sich anbietende» gewählt (ebd., S. 183). Weber verdeutlicht

---

14 Weber (1921-1922) nennt als drittes mögliches Motiv die «Hochhaltung der Qualität» und damit verbunden unter Umständen auch Prestige, wenn es sich etwa um Handwerkervereinigungen oder auch um Mönchsorden handelt. Dieses dritte mögliche Motiv werde aber – so Weber – meistens mit dem Motiv des Konsum- oder Erwerbsmonopols kombiniert (ebd., S. 24-25).

also, dass Ein- und Ausschluss nicht damit erklärt werden kann, dass es unterschiedliche Gruppenmerkmale und -identifikationen gibt und diese ursächlich zu Grenzbildungen führen, sondern damit, dass manche Gruppen zur Verteidigung ihrer Interessen andere Gruppen ausschließen und dieses Ausschließen unter Verweis auf unterschiedliche Gruppenmerkmale rechtfertigen. Folgt man der ersteren Logik, so sitzt man nach Weber der rechtfertigenden Rhetorik dieser ausschließenden Gruppe auf.

Zum anderen stellt Weber fest, dass durch den Ausschluss einer anderen Gruppe auch der innere Zusammenhalt der eigenen Gruppe wächst. Sie bildet eine zunehmend organisierte «Interessentengemeinschaft» mit einer wachsenden Tendenz zur «Vergesellschaftung», in der mit der Zeit zur Wahrung monopolistischer Interessen auch Gesetze geschaffen oder beeinflusst werden. Aus dieser «Interessentengemeinschaft» wird so mit der Zeit außerdem eine «Rechtsgemeinschaft» und Zugänge zu ökonomischen Ressourcen oder Gütern, etwa Grundbesitz oder die Nutzung von Allmenden, können auf diese Weise dauerhaft monopolisiert werden (ebd., S. 183).

Was Weber nur kurz erwähnt, aber nicht weiter ausführt, ist das Handeln der ausgeschlossenen Gruppe (ebd. S. 183). Wird dieses Handeln mitberücksichtigt, können Grenzziehungsprozesse nicht nur als Schließungsprozesse gesehen werden, sondern auch als soziale Konflikte, an denen mindestens zwei Seiten beteiligt sind, allerdings zwei Seiten, die aus unterschiedlichen Machtpositionen heraus um ihre Beteiligung an Ressourcen und ökonomischen Chancen kämpfen (Parkin, 2004; vgl. auch Mackert, 2004).<sup>15</sup>

Weber arbeitet das Konzept der «sozialen Schließung» nicht weiter aus, schafft damit aber Grundlagen, die handlungstheoretisch ausgerichtet und des-

---

15 Frank Parkin (2004) hat die Theorie der sozialen Schließung – an Weber anknüpfend – weiter entwickelt und darin die kollektiven Gegenaktionen der Ausgeschlossenen systematisch mitberücksichtigt. Entsprechend spricht er von zwei reziproken Handlungstypen, einerseits von den erwähnten Ausschließungsstrategien, die auf die Unterordnung einer Gruppe und ihren Ausschluss vom Zugang zu bestimmten Ressourcen zielen, und andererseits von Usurpationsstrategien als kollektive Gegenaktionen der Ausgeschlossenen. Während bei Ausschließungsstrategien der politische Druck «nach unten» gerichtet wird, wird er bei Usurpationsstrategien «nach oben» gerichtet, denn mit Ansprüchen auf Ressourcenanteile durch die Ausgeschlossenen werden die privilegierten Schichten in ihrer Position bedroht (ebd., S. 31-32). Parkin betont zudem, dass es durchaus möglich ist, dass eine Gruppe beide Strategien gleichzeitig anwendet, wenn sie anstrebt, möglichst viele Ressourcen für sich zu beanspruchen (ebd., S. 40).

halb besonders gut geeignet sind, um der sozialen Dynamik von Ein- und Ausschluss zu begegnen.<sup>16</sup>

Auf diese Grundlagen nimmt der Beitrag von Elias und Scotson zwar nicht explizit Bezug, er enthält aber viel der von Weber entwickelten Theorieansätze (Juhász & Mey, 2003, S. 72). So spielen etwa die beiden oben erwähnten Aspekte – die Etikettierungen von Auszuschließenden und die Gruppenkohäsion der Ausschließenden – in der Etablierten-Aussenseiter-Figuration eine zentrale Rolle:

### **3.2 NORBERT ELIAS UND JOHN L. SCOTSON: ETABLIERTEN-AUSSENSEITER-FIGURATION**

Norbert Elias und John L. Scotson (2013 [1965]) haben soziale Grenzziehungs- und Schließungsprozesse um 1960 in einer englischen Vorortgemeinde untersucht und *en miniature* in dieser kleinen Gemeinde einen sozialen Mechanismus vorgefunden, den sie für «ein universal-menschliches Thema» und auf komplexere und größerflächige soziale Konstellationen übertragbar halten (ebd., S. 7). Sie beschreiben einen Mechanismus, bei dem es einer alteingesessenen Bevölkerungsgruppe gelingt, eine Gruppe von Zugezogenen durch Stigmatisierung machtvoll auszuschließen:

Winston Parva – wie sie die Gemeinde nennen – ist ein typisches europäisches Dorf mit enger Nachbarschaft, hoher sozialer Kontrolle und ausgeprägter gegenseitiger Solidarität (ebd., S. 2). Um 1930 erlebte die Bevölkerung, dass jenseits der nahen Bahnlinie ein neuer Ortsteil entstand, zahlreiche Arbeiter aus anderen Regionen Englands zuzogen und in den gleichen Bahnbetrieben arbeiteten wie die Alteingesessenen. Die Alteingesessenen sahen sich in ihrer Position bedroht und setzten daraufhin einen Prozess in Gang, mit dem sie die Neuzugezogenen ausschlossen und stigmatisierten, indem sie diese samt und sonders als roh, ungehobelt und auch als unsozial, kriminell und triebhaft etikettierten und jeden außerberuflichen Kontakt mit ihnen mieden (ebd., S. 2-9). Besonders interessant ist dabei, dass es zwischen den beiden Gruppen kaum unterschiedliche nationale oder ethnische Herkunft, «Hautfarbe» oder «Rasse» gab, auch kaum Differenzen in Beruf, Einkommenshöhe oder Bildung, vielmehr bildeten beide Gruppen Milieus von Arbeiterinnen und Arbeitern und unter-

---

16 Dies im Kontrast etwa zu strukturfunktionalistischen oder systemtheoretischen Ansätzen (vgl. Diskussion dazu bei Mackert, 2004, S. 10 und Dümmler, 2015, S. 45).

schieden sich vor allem darin, dass sie unterschiedlich lange in Winston Parva gewohnt und gearbeitet hatten (ebd., S. 10).

Elias und Scotson betonen in ihren Analysen dieser Dorfentwicklung die beiden auch von Weber aufgeführten Aspekte der Gruppenkohäsion und der Etikettierungen:

Die Gruppenkohäsion sehen Elias und Scotson nicht nur – wie bei Weber – als Folge der Schließungsdynamik, sondern vielmehr als deren zentrale Voraussetzung: Die Alteingesessenen waren vor allem wegen ihres starken Zusammenhalts und der hohen sozialen Kontrolle untereinander imstande, auf die Zugezogenen so große Macht auszuüben, während sich umgekehrt die Zugezogenen untereinander fremd waren und deshalb auch nicht in der Lage, «ihrerseits ihre Reihen zu schließen und sich zur Wehr zu setzen» (ebd., S. 16).

Die Etikettierungen spielen dabei die zweite entscheidende Rolle. Indem die Alteingesessenen sich selbst Überlegenheit und Gruppencharisma und den Zugezogenen Unterlegenheit und Gruppenschande zuschrieben, wurde die ungleiche Machtverteilung weiter gefestigt. Die Stigmatisierungen der Zugezogenen waren derart wirkungsvoll, dass die Vorstellung von Unterlegenheit und Schande auch ins Selbstbild der machtschwächeren Gruppe einging (ebd., S. 14-16). Die abwertenden Zuschreibungen wurden internalisiert und aus den Stigmatisierungen entstanden lähmende Gefühle von Scham, sodass sich der Ausschluss in der Folge wie von selbst vollzog (ebd., S. 24; vgl. auch Juhasz & Mey, 2003, S. 76).<sup>17</sup>

Allerdings ist es gemäß Elias und Scotson auch möglich, dass Stigmatisierungen ins Positive umgedeutet und Gegenstigmatisierungen von den Außenseitern an die Etablierten gerichtet werden (ebd., S. 14-15). Ob solche Strategien hingegen wirkungsvoll sind, hänge maßgeblich von der Machtverteilung ab: «Solange das Machtgefälle zwischen beiden sehr steil ist, bedeuten ihre

---

17 Auch Neckel (1991) hat im Rahmen seiner Studie über die Zusammenhänge von Status und Scham vorgeschlagen, das Beschämen als eine Form von «sozialer Schließung» zu sehen: «Beschämungen sind soziale Schließungen, insofern sie einem Akteur signalisieren, dass in der Meinung der betreffenden Statusgruppe der Aspirant oder der Zugehörige aus Gründen, die ihm selbst zugerechnet werden, den Statusansprüchen nicht genügt, die von der Gruppe zum Beitritt oder zum Verbleib erhoben werden» (ebd., S. 213). Neckel macht deutlich, dass Beschämung eine Form der Machtausübung ist, die soziale Ungleichheit reproduziert (ebd., S. 21) und dass diese soziale Ungleichheit «ihre alltägliche Legitimation auch in den Gefühlen über sich selbst» findet, indem sie in subtiler Weise ins Handeln einfließt und auf diese Weise Schamgefühle erzeugt oder verstärkt (ebd., S. 252).

Schimpfnamen den anderen nichts; sie haben keinen Stachel. Wenn sie zu stechen beginnen, ist das ein Zeichen für eine Verschiebung der Machtbalance» (ebd., S. 20).<sup>18</sup>

### *Zwischenreflexionen*

Sowohl Weber wie auch Elias und Scotson präsentieren damit eine Sichtweise auf die Dynamik sozialer Grenzziehungsprozesse, die nicht von sozialen Differenzkategorien ausgeht, sondern an einem anderen Punkt ansetzt und die Motive aufzeigt, die der «sozialen Schließung» und dem Verweis auf soziale Kategorien oder Gruppeneigenschaften vorausgehen können, etwa das Verteidigen von Machtpositionen oder das Verfolgen ökonomischer Interessen.

In Elias und Scotsons Analyse der Etablierten-Außenseiter-Figuration wird dieser soziale Mechanismus besonders deutlich, weil er ganz ohne Verwendung der üblichen Differenzkategorien wie Ethnizität, Nationalität, Religion oder Klasse auskommt und sich die Unterschiede zwischen den beiden Gruppen einzig auf die Aufenthaltsdauer und die damit zusammenhängenden Unterschiede in Gruppenkohäsion und Machtposition zurückführen lassen. Elias und Scotson behaupten allerdings keineswegs, ethnische, nationale oder andere soziale Differenz würden in solchen Prozessen keine Rolle spielen, vielmehr betonen sie, dass diese Prozesse sogar «in der Regel» «im Zusammenhang mit ethnischen, nationalen oder anderen Gruppenunterschieden» stattfinden, dass Forschende in diesen Fällen allerdings Gefahr liefen, die Grundzüge des sozialen Mechanismus zu übersehen (ebd., S. 11). Entsprechend üben Elias und Scotson auch Kritik an denjenigen analytischen Ansätzen, die soziale Kategorien wie etwa «Rasse»<sup>19</sup> zum Ausgangspunkt ihrer Analyse nehmen:

---

18 Neckel und Sutterlüty (2008) weisen außerdem darauf hin, dass «dritte Gruppen» in Klassifikationskämpfen eine bedeutende Rolle spielen können. Wenn etwa eine Außenseitergruppe eine noch machtlosere dritte Gruppe stigmatisiert, kann das ihre eigene Missachtungserfahrung mildern. Wenn hingegen eine dritte Gruppe entsteht, die machtvoller ist als die ursprünglichen beiden, so kann aus einer Außenseitergruppe auch schlagartig eine Etabliertengruppe werden (ebd., S. 24).

19 «Rasse» steht hier als Übersetzung des englischen «race». Dieser Begriff ist ohne Zweifel je nach gesellschaftlichem Kontext und Zeitraum immer wieder großen Bedeutungsverschiebungen ausgesetzt. Der deutsche Begriff provoziert hier deshalb möglicherweise Assoziationen, die von Elias und Scotson nicht so gemeint waren.

«Man spannt bei der Erörterung von «Rassen»problemen leicht den Wagen vor das Pferd. So heißt es oft, dass Menschen als einer anderen Gruppe zugehörig betrachtet werden, weil sie eine andere Hautfarbe haben. Aber die zentrale Frage ist eher, wie es denn geschah, dass man sich in unserer Welt daran gewöhnt hat, Menschen mit einer anderen Hautfarbe als einer anderen Gruppe zugehörig wahrzunehmen.» (Elias & Scotson, 2013 [1965], S. 50).

Für die vorliegende Forschung ist dieser Hinweis zentral bedeutsam. Bei einem Interesse an Lehrpersonen «mit Migrationshintergrund» scheint es naheliegend, den «Migrationshintergrund» zum Ausgangspunkt zu nehmen und eine Differenzlinie zwischen Lehrpersonen «mit» und «ohne Migrationshintergrund» als gegeben und als Ursache für sozialen Ausschluss vorauszusetzen. Bei einem solchen Vorgehen wäre allerdings der sprichwörtliche Wagen vor das Pferd gespannt. Eine zentrale Frage ist hingegen – um mit den Worten von Elias und Scotson zu sprechen – «wie es denn geschah, dass man sich in unserer Welt daran gewöhnt hat», Menschen mit einem Migrationshintergrund «als einer anderen Gruppe zugehörig wahrzunehmen». Dieser Reihenfolge in der Wirkungskette soll in der vorliegenden Arbeit Rechnung getragen werden (vgl. insbesondere Ausführungen dazu in Kapitel 4).

Die Ansätze von Weber wie auch von Elias und Scotson stoßen für das vorliegende Thema allerdings auch an Grenzen und erfordern einige Erweiterungen. So soll im Folgenden nicht behauptet werden, es gehe bei sozialen Grenzziehungen ausschließlich um ökonomische Interessen und Machtpositionen, es soll auch nicht suggeriert werden, soziale Kategorien könnten je nach Interessen beliebig und unabhängig von historisch gewachsenen gesellschaftlichen Strukturen gewählt werden (vgl. auch Barlösius, 2004, S. 77-79), und auch die «soziale Schließung» soll nicht ohne die Option der «sozialen Öffnung» stehen bleiben.<sup>20</sup> Zur Diskussion dieser Fragen ist es hilfreich, den Fokus auf das

---

20 Trotz dieser Vorbehalte haben Juhasz und Mey (2003) die Theorie der Etablierten-Außenseiter-Figuration gewinnbringend auf die soziale Situation von Jugendlichen der zweiten Einwanderungsgeneration in der Schweiz anwenden können, und auch Annette Treibel (1993) findet in der Theorie viel Potenzial zur Erklärung von Diskriminierungsstrukturen in europäischen Einwanderungskontexten. Bauböck (1993) nimmt einen kritischeren Standpunkt dazu ein, indem er etwa darauf hinweist, dass das soziale Machtgefälle zwischen Einheimischen und Zugewanderten in modernen Nationalstaaten nicht nur auf die mindere Kohärenz und Integration unter den Eingewanderten zurückzuführen sei, sondern auch auf den für sie eingeschränkten Zugang zu Ressourcen und Rechten.

Thema der ‹Ethnizität› zu lenken und an einer Debatte anzuknüpfen, die dazu seit Jahrzehnten rege geführt wird und auf die sich auch Wimmers Theorie des *Ethnic Boundary Making* bezieht.

### 3.3 ANDREAS WIMMER: ETHNIC BOUNDARY MAKING

Auch Wimmer (2008) bringt die oben genannte Kritik ein, dass der ‹Wagen leicht vor das Pferd› gerät, wenn es darum geht, Fragen im Zusammenhang mit *race* oder Ethnizität zu erörtern, wobei er ‹Ethnizität› als Überbegriff versteht, der sowohl *race* wie auch nationale Identität miteinschließt (ebd., S. 7-9). Er kritisiert, dass die Relevanz von Ethnizität in Forschungsansätzen und Theorienentwicklungen allzu oft unreflektiert vorausgesetzt werde. Gerade in migrationssoziologischen Studien werde der Ethnizität oft a priori Erklärungskraft zur Analyse von Einwanderungsgesellschaften unterstellt. Aus seiner Sicht hat das damit zu tun, dass diese Ansätze auf problematischen Vorstellungen ethnischer Gruppen beruhen. In diesen Vorstellungen erscheinen ethnische Gruppen als soziale Einheiten, die sich kulturell voneinander unterscheiden und die Gemeinschaften bilden, deren Mitglieder durch Solidarität verbunden sind. Nach Wimmer tragen diese weit verbreiteten Vorstellungen ein wissenschaftsgeschichtliches Erbe in sich, das auf den Philosophen Herder zurückgeht. Herder (1744-1803) hat Ethnien und Nationen als soziale Phänomene konzipiert, die aus ebendiesen Merkmalen bestehen: Sie bilden Gemeinschaften mit einer geteilten kollektiven Identität und einer gemeinsamen Sprache und Kultur, sodass die drei Aspekte Gemeinschaft, Ethnizität und Kultur bei Herder zu Synonymen werden. Die Problematik dieser Sichtweise sieht Wimmer insbesondere in dreierlei Hinsicht (ebd., S. 63-66; 2013, S. 21-26):

Erstens ergeben sich ethnische Gruppen nicht aus dem Entstehen kultureller Unterschiede, sondern sie resultieren aus sozialen Prozessen der Grenzziehung, und die daraus entstehenden ethnischen Gruppen müssen durchaus nicht mit einer geteilten Kultur einhergehen. Diese Erkenntnisse sind insbesondere Fredrik Barth (1969) zu verdanken, der mit seinem bahnbrechenden und vielzitierten Einleitungsartikel zum Sammelband ‹Ethnic Groups and Boundaries› einen Paradigmenwechsel in der Debatte erwirkt hat. Diesen Erkenntnissen entsprechend sollten Untersuchungen weniger auf kulturelle Inhalte ausgerichtet werden, sondern vielmehr auf Prozesse der Grenzziehung: ‹The critical focus of investigation from this point of view becomes the ethnic boundary that defines the group, not the cultural stuff that it encloses› (ebd., S. 15).



Zweitens müssen Gemeinschaft und ethnische Kategorie nicht miteinander einhergehen. Ethnische Kategorien können auf verschiedenen Ebenen und je nach Situation sozial relevant werden und sind nicht notwendigerweise mit einer solidarischen Gemeinschaft gleichzusetzen. Diese Einsichten werden etwa durch Studien von Brubaker (2004) deutlich, in denen er gezeigt hat, dass manche Kategorien für den politischen Diskurs relevant sein können, während sie im Alltag irrelevant sind und umgekehrt (ebd., S. 20-27). Brubaker hat deshalb auch dafür plädiert, nicht von «Gruppen» zu sprechen, sondern Ethnizität als mentale Prozesse zu begreifen und vielmehr danach zu fragen, wie, wann, warum und von wem ethnischierend gedeutet und argumentiert wird (vgl. auch Brubaker et al., 2004).

Drittens muss die eigene Identifizierung mit einer Kategorie nicht unbedingt mit der Kategorisierung durch andere übereinstimmen. Dieser dritte Punkt wird insbesondere unter Einbezug einer Bourdieu'schen Sichtweise diskutiert. Prozesse ethnischer Kategorisierungen erscheinen darin als Teil eines politisch-symbolischen Kampfs, in dem ausgetragen wird, wer dazugehören soll und wer nicht. So hat etwa Brubaker (2004) festgehalten, dass solche Kämpfe mancherorts unter dem Vorwand ethnischer Differenz ausgetragen werden, während sich die eigentlichen Interessen auf andere Kategorien wie Klassen oder Verwandtschaftsgruppen beziehen, diese Interessen aber mit dem Verweis auf Ethnisches verschleiert werden können (ebd., S. 17).

Aus diesen Überlegungen heraus entwickelt Wimmer die Theorie des *Ethnic Boundary Making* und damit auch ein Analyseinstrumentarium, mit dem die Herder'schen Irreführungen vermieden werden sollen.<sup>21</sup> Er stellt die genannten Grenzziehungsprozesse in den Mittelpunkt des Interesses und ermöglicht auf diese Weise die Analyse von sozialen Prozesse, in denen soziale Kategorien produziert oder reproduziert und in denen Zugehörigkeiten unter Verweis auf ebendiese Kategorien ausgehandelt werden. Im Folgenden wird zunächst ausgeführt, auf welchen theoretischen Fundamenten diese Theorie gebaut ist und wie darin soziale «Grenzen» definiert werden. Anschließend wird die Theorie im Zusammenhang mit Einwanderungsgesellschaften diskutiert, und schließlich wird aufgeführt, mit welchen Mitteln gemäß Wimmer in Grenzziehungs-

---

21 Andere Ansätze mit einer anti-Herder'schen Stoßrichtung sind etwa normativ-intellektuelle Debatten im Rahmen der *Cultural Studies* oder auch der makrosoziologisch ausgerichtete «Ethnisierungsansatz» mit Bezügen zur Luhmann'schen Systemtheorie oder zur Foucault'schen Analyse der disziplinierenden Macht des öffentlichen Diskurses (Wimmer, 2008, S. 66-67).

sprozessen agiert werden kann und welche unterschiedlichen Handlungsstrategien sich darin zeigen.

Wimmer (2013) knüpft mit seiner Theorie an Fredrik Barth an, bezieht sich außerdem auf Max Weber und schließt auch einige Aspekte von Pierre Bourdieu mit ein (ebd., S. 3-7):

Zunächst ist es der Begriff der ‹Grenze› oder *Boundary*, der auf Barth (1969) zurückgeht und den Wimmer übernimmt. Diese Grenzen entstehen im Barth'schen Sinn durch ein relationales Geschehen von Selbst- und Fremdzuschreibung, wobei sich Barth insbesondere dafür interessiert, weshalb soziale Grenzen stabil bleiben können, auch wenn sie überschritten werden oder kulturelle Annäherungen auf beiden Seiten der Grenze stattfinden. Wimmer erweitert dieses Bild mit einem dynamischeren Verständnis sozialer Grenzen und fragt außerdem danach, wie Grenzen entstehen oder verschwinden und auch, wie sie verschoben, verschärft, aber auch entkräftet, porös, oder durchlässig werden und wie sie sich auflösen können. Mit diesem dynamischeren Verständnis geht Wimmer nicht so weit zu behaupten, es würde sich immer um dynamische Aushandlungsprozesse handeln, vielmehr bezieht er die Möglichkeit mit ein, dass es sich auch um relativ stabile Verhältnisse handeln kann, die wenig individuelle Handlungsspielräume offen lassen:

«Selbstverständlich impliziert dieses prozessualistische Prinzip nicht, dass sich alle Kategorien und Gruppen fortwährend nach Belieben manipulativer Akteure verändern, wie es überzogene Versionen des konstruktivistischen Paradigmas unterstellen. Der Grenzziehungsansatz eignet sich vielmehr auch dazu, die Entstehung und die Bedingungen der Reproduktion historisch stabiler und situativ kaum variierender Grenzen, die nur wenig Raum für individuelle Beeinflussung lassen, zu analysieren.» (Wimmer, 2008, S. 68)

Außerdem lenkt Wimmer mit dem Thema der Grenzziehungsprozesse die Aufmerksamkeit auf die Mechanismen sozialer Schließung nach Weber (1921-1922) und verhindert damit, dass Ethnizität allein im Sinn von ‹imagined communities› (Anderson, 1983) gesehen wird. Nach Webers Theorie der sozialen Schließung geht es bei sozialen Grenzbildungen nicht nur um Gemeinschaftsbildung und soziale Integration, sondern auch und vor allem um ein Ringen um Macht, Positionen und ökonomischen Gewinn (vgl. unter 3.1). Allerdings versteht Wimmer auch diese Theorie in einem erweiterten Sinn, indem er die Option der sozialen Öffnung (Wimmer, 2013, S. 29) mit einbezieht und indem er das Handeln nicht nur auf der Seite der ausschließenden und damit privilegierten, sondern auch auf der Seite der ausgeschlossenen und also benachteiligten

Gruppe sieht. Durch dieses Handeln «auf beiden Seiten der Grenze» und auch «über die Grenze hinweg» werden sowohl Minderheiten wie auch Mehrheiten konstituiert, *beide* sind also nach diesem Verständnis das Resultat von Grenzziehungsprozessen (Wimmer, 2008, S. 67-68).

Schließlich bezieht Wimmer eine *Bourdieu*'sche Perspektive mit ein und ermöglicht damit einen Blick auf das individuelle und strategische Handeln im Kontext eines Ringens um persönlichen Gewinn. Zu diesem angestrebten Gewinn können die zuvor genannten Machtpositionen sowie politischen und ökonomischen Vorteile gehören, aber auch das Prestige und das Gefühl von Würde, das damit einhergehen mag, zu einer anerkannten Gruppe zu gehören. Außerdem kann es darum gehen, an Zugehörigkeit und Identität zu gewinnen, denn Zugehörigkeitsgefühle zu einer verlässlichen Gemeinschaft, in der man sich kulturell «zu Hause» fühlt, können wesentlich zur persönlichen Sicherheit und psychischen Stabilität beitragen und daher auch ein bedeutsames Motiv in Prozessen der Grenzziehung darstellen.<sup>22</sup> Diese unterschiedlichsten Aspekte eines angestrebten Gewinns sieht Wimmer als ineinander verwoben. Es macht seines Erachtens wenig Sinn, diese verschiedenen Aspekte systematisch auseinanderhalten zu wollen, denn letztlich gehe es in diesen Prozessen um «an intertwined struggle over who legitimately should occupy which seat in the theater of society» (Wimmer, 2013, S. 5).

Auf der Grundlage dieser Überlegungen definiert Wimmer «Grenzen» als zusammengesetzt aus zwei Dimensionen, einer kategorialen und einer sozialen:

«A boundary displays both a categorical and a social or behavioral dimension. The former refers to acts of social classification and collective representation, the latter to everyday networks of relationships that result from individual acts of connecting and distancing. On the individual level, the categorical and the behavioral aspects appear as two cognitive schemes. One divides the social world into social groups – into «us» and «them» – and the

---

22 Wimmer führt nicht weiter aus, auf welche theoretischen Konzepte Bourdieus er sich hier abstützt, es ist aber naheliegend, dass er sich auf die theoretischen Erweiterungen im Rahmen der Kapitalsortentheorie bezieht. Bourdieu hat mit seinen theoretischen Ausführungen über die Kapitalsorten einen bedeutsamen Meilenstein in der soziologischen Debatte gesetzt, indem er aufgezeigt hat, dass es sich in der Klassengesellschaft durchaus nicht nur um einen Kampf um ökonomische Gewinne handelt und dass auch nicht nur ökonomisches Kapital ausschlaggebend ist dafür, wer welche Position im sozialen Raum einnehmen kann. Vielmehr spielt nach Bourdieu darin auch kulturelles und soziales Kapital eine bedeutsame Rolle (Bourdieu, 1983).

other offers scripts of action – how to relate to individuals classified as <us> and <them> under given circumstances. Only when the two schemes coincide, when ways of seeing the world correspond to ways of acting in the world, shall we speak of social boundary.» (Wimmer, 2013, S. 9)

Wimmer betont damit, dass er die Grenzziehungsprozesse auf der individuellen Ebene als ein Zusammenspiel kategorialer Vorstellungen und sozialer Handlungen versteht, wobei es sich um ein Zusammenspiel handelt, das sich je nach individueller Wahl und sozialen Rahmenbedingungen anders gestaltet, bei dem sich aber auch Muster und Regelmäßigkeiten erkennen lassen. Wimmer ist dabei dem überaus ambitionierten Anspruch gefolgt, solche Muster und Regelmäßigkeiten mit weltweiter Anwendbarkeit zu formulieren und empirisch zu untermauern (ebd., S. 6-7). Da sich die vorliegende Arbeit auf einen europäischen Einwanderungskontext bezieht, sollen im Folgenden nur diejenigen Aspekte diskutiert werden, die dafür besonders interessant und hilfreich sind.

Besonders interessant ist zunächst, welche Betrachtungsweisen sich eröffnen, wenn aus der Perspektive des Grenzziehungsansatzes auf die soziale Dynamik von Einwanderungsgesellschaften geblickt wird. In Einwanderungsgesellschaften wird gewöhnlich in der einen oder anderen Weise zwischen Eingewanderten und Einheimischen unterschieden. Dabei wird oftmals kulturelle Differenz unterstellt und erwartet, dass durch Assimilation kulturelle Angleichung und soziale Annäherung stattfindet. Diese Angleichung und Annäherung erscheint dann oft als ein quasi-natürlicher Prozess. Diese quasi-Natürlichkeit wird mit dem Grenzziehungsansatz allerdings in Frage gestellt, die Unterscheidungen zwischen Eingewanderten und Einheimischen werden entsprechend denaturalisiert und vielmehr als reversible Prozesse sozialer Schließung, also als Prozesse sozialer Schließung oder sozialer Öffnung und damit auch als genuin politische Prozesse verstanden.<sup>23</sup> Wie sich diese Prozesse gestalten, ist je nach historischem Kontext und je nach Land sehr unterschiedlich und kann sich auch im Lauf der Zeit verändern (vgl. Ausführungen dazu in Kapitel 4). Wer also dazugehört darf, ab wann und mit welchen Rechten, hängt von den Definitionen der natio-

---

23 Die Vorstellung natürlicher, gewissermaßen wesenhafter, also essentialistischer kultureller Andersartigkeit hält sich sehr hartnäckig und findet sich sowohl in journalistischen wie auch in wissenschaftlichen Bearbeitungen des Themas. Vermutlich liegt das daran, dass im Diskurs, der im Kampf um Zugehörigkeit geführt wird, gerade damit operiert wird, das Relationale und sozial Konstruierte auszublenden (vgl. dazu Mecheril, 2003, S. 120).

nenal Kerngruppe ab und stellt einen Grenzziehungsprozess dar, der seinerseits bestimmte Einwanderungs- und Minderheitengruppen erst entstehen lässt. Ob solche Einwanderungs- und Minderheitengruppen zu anerkannten Bürgerinnen und Bürgern eines Staates werden können, hängt durchaus nicht nur von deren Verhalten im Sinn kultureller Angleichung und sozialer Annäherung ab, sondern ebenso von der Art der Grenzlinie, die definiert, wie und wer man sein muss, um dazugehören zu können. Eine solche Betrachtung aus der Perspektive sozialer Grenzziehungsprozesse richtet sich also nicht nur auf die Eingewanderten und auch nicht nur auf die nationalen Kerngruppen, sondern auf das Zusammenspiel dieser verschiedenen Akteure in der Dynamik von sozialem Ein- und Ausschluss einschließlich der damit einhergehenden ungleichen Machtverhältnisse (Wimmer, 2008, S. 68-71; 2013, S. 29-32). Aus der Sicht dieser Dynamik werden die folgenden drei sozialen Phänomene sichtbar und erklärbar:

Erstens müssen manche mehr «Zugehörigkeitsarbeit» (Mecheril, 2003, S. 335) leisten als andere, um anerkannt zu werden. Das erforderliche Maß an Zugehörigkeitsarbeit hängt dabei von der Grenzlinie ab, durch die definiert wird, wer unter welchen Umständen und Voraussetzungen dazugehören kann oder nicht. In den USA etwa wurde die Nation vor dem ersten Weltkrieg als ein «weißes», protestantisches Volk europäischen Ursprungs definiert. Entsprechend war es für Migrantinnen und Migranten britischer, skandinavischer oder deutscher Herkunft leichter, Akzeptanz zu finden als für jene südeuropäisch-katholischer, irisch-katholischer oder osteuropäisch-jüdischer Herkunft, die wesentlich mehr Zugehörigkeitsarbeit leisten mussten (Wimmer, 2008, S. 70-71).

Zweitens eignen sich Migrantinnen und Migranten, die sich um Anerkennung bemühen, mitunter gezielt selektiv diejenigen Aspekte an, mit denen sie ihre legitime Mitgliedschaft signalisieren können. Diese Aspekte können je nach Kontext sehr unterschiedlich sein. So ist beispielsweise das möglichst akzentfreie Sprechen der Landessprache in Frankreich oder Dänemark bedeutsamer als in den USA (Wimmer, 2013, S. 30-31).

Und schließlich kann es sein, dass sich ehemals Zugewanderte, aber unterdessen Etablierte, von Neuzugewanderten abgrenzen und auf diese Weise ihre eigene hartverdiente Zugehörigkeit verteidigen. Ehemalige Gastarbeiter in Kontinentaleuropa etwa betonten mancherorts ihre Differenz zu Flüchtlingen aus dem ehemaligen Jugoslawien oder aus der Türkei und heben dabei genau die Zuschreibungen hervor, die in den Augen der Mehrheit als empörend gelten, etwa deren Religiosität, «Mangel an Anstand» oder «Faulheit» (Wimmer, 2008, S. 70).

Angesichts dieser mehrperspektivischen Betrachtung der sozialen Dynamik stellt sich die Frage, mit welchen Mitteln um Ein- und Ausschluss gerungen werden kann und welche individuellen Handlungsspielräume darin bestehen. Wimmer (2013) sieht drei verschiedene Arten von Mitteln, die in Grenzziehungsprozessen wirksam werden (ebd., S. 63-75):

Zum einen spielen *Diskurse und Symbole* eine bedeutsame Rolle, indem sowohl durch staatliche Institutionen wie auch im Alltagsgeschehen soziale Kategorien definiert und mit Vorstellungen des jeweils *«Typischen»* verknüpft werden. So wird mittels Diskursen und Symbolen etwa konstruiert, welche Kategorien mit welchem *«typischen»* Verhalten oder mit welchen *«typischen»* Merkmalen einhergehen.

Im Weiteren ist es das Mittel der *Diskriminierung*, mit dem in mehr oder weniger formalisierter Weise folgenreiche Unterscheidungen vorgenommen werden können. Stark formalisierte Diskriminierung findet etwa durch Gesetze statt, insbesondere durch diejenigen, die den Zugang zur Staatsbürgerschaft regeln. Weniger formalisiert sind dagegen Formen institutioneller Diskriminierung, und noch weniger formalisiert ist die Alltagsdiskriminierung jenseits staatlicher Kontrolle, etwa auf dem Stellen-, Wohnungs- oder Heiratsmarkt.

Und schließlich gibt es natürlich auch noch die Mittel der *politischen Mobilisation* und der Anwendung von *Zwang und Gewalt*.

Wimmer betont, dass diese Mittel sowohl in offensichtlicher, öffentlicher und politischer, ebenso aber auch in undurchsichtiger, subtiler und impliziter Weise zum Einsatz kommen können (ebd., S. 4), wobei gerade letztere in ihrer Wirkmächtigkeit oft unterschätzt werden. Terkessidis (2004) spricht in diesem Zusammenhang und in Anlehnung an Hannah Arendts berühmtem Werk bezeichnenderweise von der *«Banalität des Rassismus»* und zeigt, dass es gerade die scheinbar harmlosen, unwichtigen und alltäglichen Fragen oder Bemerkungen sind, die bei den Angesprochenen ausgrenzende Wirkung entfalten können (ebd., S. 114). Fragen und Bemerkungen wie *«Woher kommst du?»* oder *«Sie sprechen aber gut Deutsch!»* implizieren und unterstellen Fremdheit bei den Angesprochenen und verweisen sie gemäß Terkessidis auf Positionen der Nichtzugehörigkeit oder zumindest der Nicht-ganz-Zugehörigkeit (ebd., S. 172-202). Mecheril (2003) hat diese subtilen Verweisungen auf Nicht-ganz-Zugehörigkeit im Sinn von *«Prekarisierungen»* beschrieben, als Zugehörigkeiten, die nicht fraglos und selbstverständlich sind, sondern durch die Zuschreibungen prekär und unsicher werden und in der Folge latenter Rechtfertigung bedürfen. Zurückweisungen solcher Zuschreibungen bleiben nach Mecheril oft wirkungslos, weil sie im Grunde reproduzieren, was sie zu entkräften versuchen: Wenn Menschen mit prekärer Zugehörigkeit versuchen, sich anders zu positionieren, kommen sie

kaum umhin, auf die bestehende Ordnung und ihre Kategorien Bezug zu nehmen, auf die Kategorien also, die ihnen der dominante Diskurs vorgibt, «in die sie verstrickt und mit denen sie ambivalent verbunden sind» und wiederholen damit «genau jene Struktur, die mit der Kategorie dieses Anderen operiert und das Andere erst hervorbringt» (ebd., S. 51; vgl. auch Terkessidis, 2004, S. 179; empirische Befunde dazu bei Dümmler, 2015, S. 398-400). Gemäß Mecheril (2003) kann das Gefühl prekärer Zugehörigkeit bei den Angesprochenen mit der Zeit Spuren hinterlassen, die das Scheitern der Bemühungen um fraglose Zugehörigkeit anzeigen. Diese Spuren können zu habitualisiertem Verhalten führen und sich zum Beispiel in einer Haltung peinlich-übertriebener Angepasstheit äußern, in lächelnder Unzugänglichkeit oder auch in laut demonstrierter Unkränkbarkeit. Diese sichtbar gewordene prekäre Zugehörigkeit wiederum scheint die Zuschreibungen als «Andere» zu validieren, sodass diese mitunter erneut befördert und verstärkt wird (ebd., S. 316-319).

Diese Ausführungen subtil und implizit wirkender Mittel im Grenzziehungsprozess legen nahe, dass deren Wirkmächtigkeit davon abhängt, in welcher gesellschaftlichen Position sich die Angesprochenen befinden. Wimmer (2013) geht davon aus, dass die individuelle Wahl der Mittel und der Erfolg ihres Einsatzes maßgeblich davon abhängt, welche Position jemand in den Hierarchien der Macht einnimmt: «Discrimination by those who control decisions over whom to hire, where to build roads, and to whom to give credit is much more consequential than the discriminatory practices of subordinate individuals and group» (ebd., S. 94). Damit geht er mit der Aussage von Elias und Scotson (2013 [1965]) einig, dass die Versuche von Außenseitergruppen, sich zur Wehr zu setzen, erst wirkungsvoll werden oder «zu stechen beginnen», wenn sie aus einer höheren Machtposition heraus unternommen werden (ebd., S. 20; vgl. auch unter 3.2). Dennoch räumt Wimmer ein, weder die Einflussmöglichkeiten jener in machtvolleren Positionen zu überschätzen noch jener in weniger machtvollen Positionen zu unterschätzen (Wimmer, 2013, S. 93-95).

Inwiefern sich die verschiedenen Akteure an Grenzziehungsprozessen beteiligen können und davon betroffen sind, hängt aber nicht nur von ihrer Machtposition ab, sondern auch davon, worum es in dem spezifischen Fall von sozialer Grenzlinie geht und damit auch, wie stabil und undurchlässig oder instabil und durchlässig die Grenzlinie ist. Gemäß Wimmer sind es drei Faktoren, die über die Stabilität einer Grenzlinie bestimmen: Der Grad an politischer Bedeutsamkeit, der Grad an sozialer Schließung und der Grad an kultureller Differenz zwischen den in Konkurrenz stehenden Kategorien. Je stärker diese drei Faktoren ausgeprägt sind, desto undurchlässiger und stabiler wird eine Grenzlinie, sodass auch die individuellen Wahlmöglichkeiten eingeschränkt

sind. Bei einer stabilen Grenzlinie wird dieser Effekt zusätzlich durch einen soziopsychologischen Prozess verstärkt, durch den sich die Mitglieder der jeweiligen Kategorie besonders stark mit ihrer Gruppe identifizieren:

«When members of an ethnic category self-identify and are identified by others as ‹belonging› to a ‹group› with little ambiguity, when they share easy-to-identify cultural repertoires of thinking and acting, and when they are tied together by strong alliances in day-to-day politics, we expect strong emotional attachment to such ethnic categories.» (Wimmer, 2013, S. 104)

Unter solchen Umständen kann es gemäß Wimmer sein, dass Identitätsfragen in Grenzziehungsprozessen im Vordergrund stehen und dass es sogar stärker um diese Identitätsfragen geht als um das Verfolgen ökonomischer oder politischer Interessen (ebd., S. 104). Wenn es sich umgekehrt allerdings um eine Grenzlinie handelt, bei der der Grad der politischen Bedeutsamkeit, der sozialen Schließung und der kulturellen Differenz gering ist und sie also eher durchlässig und instabil ist, dann besteht klassifikatorische Ambiguität, hohe Komplexität und entsprechend auch mehr individuelle Wahlmöglichkeit (ebd., S. 102-104).

Vor dem Hintergrund dieser Klärungen, worum es in Grenzziehungsprozessen geht und mit welchen Mitteln und Handlungsmöglichkeiten darin agiert werden kann, hat Wimmer (2013) eine umfassende Typologie entwickelt, die aufzeigt, welche unterschiedlichen Strategien darin gewählt werden können (ebd., S. 44-63; 73).<sup>24</sup> Die Typologie bezieht sich nicht nur auf kollektives, sondern auch auf individuelles Handeln und ist deshalb für die vorliegende Forschungsarbeit besonders hilfreich. Im Folgenden sollen wiederum diejenigen Aspekte herausgehoben werden, die als Analyse-Instrumentarium für die vorliegende Forschungsarbeit dienen können.

Zunächst folgt die Darstellung (siehe Abbildung 1) einer Grundunterscheidung zwischen dem Verschieben und dem Modifizieren von Grenzen. Beim *Verschieben* geht es nach Wimmer darum, Grenzen entweder inklusiver oder exklusiver zu gestalten. Beim *Modifizieren* gibt es die drei strategischen Möglichkeiten, sie in ihrer Hierarchie zu verändern, oder in ihrer Position, oder sie zu entkräften:

---

24 Wimmer hat dafür drei vor ihm entwickelte Typologien als Basis genommen und weiterentwickelt, die Typologie von Lamont und Bail (2005, zitiert nach Wimmer, 2013, S. 47), diejenige von Zolberg und Woon (1999), und diejenige von Horowitz (1975, zitiert nach Wimmer, 2013, S. 48).



Bei der Strategie, Grenzen in ihrer *Hierarchie* zu *verändern* wird versucht, auf die normativen Prinzipien stratifizierter ethnischer Systeme einzuwirken. Die eine Möglichkeit dafür ist die Strategie der *normativen Umkehrung*, mit der die bestehende Ordnung gewissermaßen auf den Kopf gestellt werden soll, sodass die zuvor Untergeordneten und Unterlegenen in der Folge zu den Übergeordneten und Überlegenen werden sollen, etwa in moralischer, intellektueller oder kultureller Hinsicht. Bei einer solchen Strategie kommt es gemäß Wimmer oft zu Gegenstigmatisierungen und Verhärtungen der Grenzlinie. Die andere Möglichkeit ist die Strategie der *Gleichstellung* der beiden ‹Seiten›, bei der moralische und politische Gleichheit entstehen soll.

Beim Bestreben, die *Position* zu *verändern*, bleibt die bestehende Ordnung erhalten und wird reproduziert. Hier wird je eine individuelle und eine kollektive Strategie voneinander getrennt betrachtet. Die individuelle Strategie hat eine *individuelle Überschreitung* zum Ziel, also eine Veränderung der individuellen Mitgliedschaft respektive ein Wechseln der ‹Seiten›, um dem Minderheiten-Stigma zu entkommen. Dafür gibt es zum einen die Option der *Reklassifizierung*, etwa indem der offizielle Eintrag in Dokumenten verändert wird. Zum anderen gibt es die Option der *Assimilation*. Im Gegensatz zur Reklassifizierung spielt hier das individuelle Verhalten eine bedeutende Rolle. In diesem individuellen Verhalten wird Anpasstheit an die angestrebte Gruppe – mitunter auch gezielt selektive und also partielle Anpasstheit – demonstriert, um die Mitgliedschaft zu erwerben. Im Gegensatz zu diesen individuellen Strategien wird mit der Strategie der *kollektiven Repositionierung* beabsichtigt, nicht nur die individuelle Position, sondern die Position der ganzen ethnischen Kategorie zu versetzen. In beiden Fällen ist zu betonen, dass das Gelingen maßgeblich von jenen ‹auf der anderen Seite› abhängt, also davon, ob neue Mitgliedschaften erwünscht sind oder abgelehnt werden. Außerdem kann es sein, dass sich durch diese Strategien der Positionsveränderung die Grenzlinien selbst verändern und gewissermaßen ‹erodieren›: Wenn sehr viele die ‹Seite› wechseln, können leere Kategorien entstehen und etwa die darin gesprochenen Sprachen zum Verschwinden bringen. Entsprechend kann eine solche Situation Gegenreaktionen der Minderheitenmitglieder hervorrufen, die den Erhalt ihrer Kategorie schützen möchten.

Schließlich gibt es die Strategie *Grenzen zu entkräften*<sup>25</sup>. Mit dieser Strategie wird beabsichtigt, die Bedeutsamkeit von Ethnizität als Prinzip der sozialen Or-

---

25 Wimmer spricht hier von ‹blurring›, was wörtlich mit ‹Verwischen› oder ‹Erwirken von Unschärfe› übersetzt werden kann. Noch näher an der von Wimmer beschriebenen Bedeutung scheint aber das deutsche ‹Entkräften›, da es die Absicht noch besser

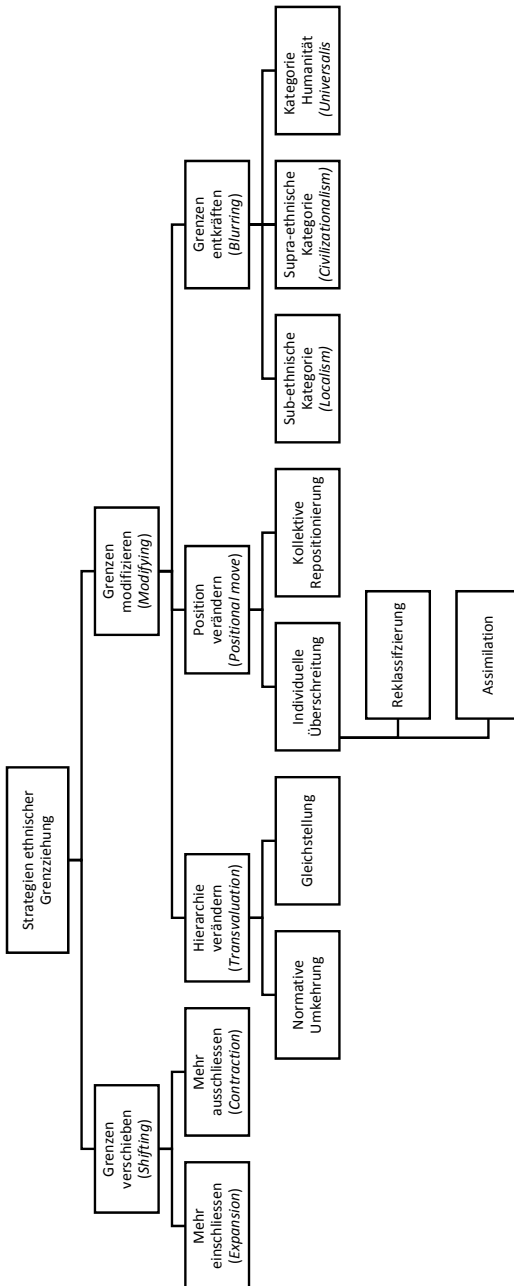
ganisation zu reduzieren, und es werden andere, nicht-ethnische Prinzipien und Kategorien besonders betont, um damit die Legitimität von ethnischen oder nationalen Grenzlinien zu unterminieren. Dabei kann auf die Bedeutsamkeit des Lokalen verwiesen werden, also auf eine *sub-ethnische Kategorie*, etwa indem die Zugehörigkeit zu einem Stadtviertel oder zu einer Jugendclique hochgehalten wird. Möglich ist auch der Verweis auf eine *supra-ethnische Kategorie*, auf Zivilisation, ein gemeinsames kulturelles Erbe, ein früheres Imperium oder auf die *Ummah* unter Muslimen. Eine weitere Variante, Grenzen zu entkräften, ist der Verweis auf die gemeinsame *Humanität*, also auf die Bedeutsamkeit des gemeinsamen Menschseins und auf universale Werte, die von allen geteilt würden, ungeachtet ihrer ethnischen oder nationalen Zugehörigkeiten.

Mit dieser Zusammenstellung möglicher Strategien hat Wimmer – wie erwähnt – den Anspruch, ein Analyseinstrumentarium bereitzustellen, das weltweit anwendbar ist. Für die vorliegende Arbeit ist dieses umfassende Instrumentarium nur zum Teil relevant, bietet aber gleichzeitig die Chance, durch seine Breite den Blick in der Analyse weit zu halten und das Entdecken von Unerwartetem zu begünstigen.

---

aufnimmt, die Bedeutsamkeit von Ethnizität als Prinzip der sozialen Organisation zu reduzieren.

Abbildung 1: Strategien ethnischer Grenzziehung (Gekürzt und ins Deutsche übersetzt, nach Wimmer, 2013, S. 73)



### 3.4 DISKUSSION UND KONSEQUENZEN FÜR DAS FORSCHUNGSVORHABEN

Für die vorliegende Forschungsarbeit bilden die Ausführungen von Weber, Elias und Scotson sowie Wimmer nützliche theoretische Gerüste. In den Theorien der sozialen Schließung und der Etablierten-Außenseiter-Figuration wird deutlich, dass sozialer Ein- und Ausschluss nicht ursächlich mit sozialen Kategorien zusammenhängt, sondern dass es sich dabei in erster Linie um soziale Grenzziehungsprozesse handelt, bei denen Kategorien wie Ethnizität oder Nationalität unter Umständen ins Spiel kommen können. Wimmer baut auf diesen Erkenntnissen auf und zeigt anhand derjenigen Grenzziehungsprozesse, die sich unter Verweis auf Ethnizität abspielen, welche Muster und Regelmäßigkeiten in dieser Dynamik zu erkennen sind.

Dabei drängt sich als erstes die zentrale Frage auf, inwiefern Wimmers Ansatz auf die Analyse *ethnischer* Grenzziehungsprozesse beschränkt bleibt und wie damit umgegangen werden kann, dass die Lehrpersonen, die hier im Zentrum des Interesses stehen, möglicherweise bedeutsame Erfahrungen im Rahmen anderer sozialer Kategorien gemacht haben, vielleicht durchaus in Verbindung mit ethnischen oder nationalen Kategorien, vielleicht aber auch so, dass ethnische oder nationale Kategorien für sie vollkommen irrelevant geblieben sind. Unterschiedlichste Kategorien, etwa Ethnizität, soziale Schicht, Religiosität, Geschlecht, Alter, sexuelle Orientierung oder Beruf mögen auch in einer Weise relevant geworden sein, dass sie sich kaum voneinander abgrenzen lassen, sondern gerade in ihrer Verwobenheit zu bestimmten Erfahrungen geführt haben.

Wimmer (2013) selbst sieht diese Frage als eine, die theoretisch bislang erst unzureichend aufgearbeitet worden ist, die aber eine wissenschaftliche Aufgabe für die nahe Zukunft darstellt (ebd., S. 213). Seinen eigenen Ansatz des *Ethnic Boundary Making* versteht er dabei bereits als Beitrag für diese Weiterentwicklungen, denn die beschriebenen ethnischen Grenzziehungsprozesse wären seines Erachtens leicht auf Prozesse anwendbar, die sich auf andere soziale Dimensionen beziehen:

«Indeed, the theoretical model of the making and unmaking of social boundaries introduced here could easily be applied to other social cleavages as well, to class, gender, professions, subcultures, age groups, and the like. Nothing in its conceptual architecture is meant to capture ethnic forms of boundary making specifically.» (Wimmer, 2013, S. 213; vgl. auch Brubaker, 2014, S. 807)

Während es nachvollziehbar erscheint, dass diese beschriebenen Grenzziehungsprozesse auch auf andere soziale Dimensionen anwendbar wären, wäre aber dennoch zu erwarten, dass es andere Spezifika sind, die auftreten, wenn etwa Grenzen zwischen Geschlechtern, Altersgruppen oder sozialen Klassen gezogen, umgestaltet oder aufgelöst werden, allein schon deshalb, weil sich die Kategorien selbst voneinander unterscheiden. So wird bei Geschlecht eher von einer lebenslangen Konstante ausgegangen, während das Alter immanent transitorisch ist und bei Klassen, Ethnizität oder Nationalität auch an Mobilität gedacht werden kann. Bei Geschlecht geht es wiederum eher um Paare und um Kohabitation, bei Religion, Ethnizität oder Nationalität eher um Kollektive (Hirschauer, 2014, S. 171-172). Auch hinsichtlich ihrer «Ungleichheitssemantiken» unterscheiden sich die verschiedenen Kategorien und lassen sich in «graduelle» und «kategoriale» unterteilen. Graduelle Ungleichheitssemantiken finden sich etwa bezüglich Bildung, Einkommen und beruflichem Status, kategoriale bezüglich Ethnizität, Religion oder Geschlecht (Neckel & Sutterlüty, 2008, S. 19). Aus diesen Unterschieden zwischen den sozialen Kategorien ergeben sich unterschiedliche Konsequenzen, die nicht nur in ihren Spezifika, sondern auch in ihren Kombinationen zu überprüfen wären.

Zu dieser letzteren Frage der Kombinationen ist im Rahmen der Intersektionalitätsdebatte bereits viel ausgearbeitet worden. Mit der «Intersektionalität» wurde – ursprünglich aus einem juristischen Kontext heraus – auf das Bild einer Strassenkreuzung verwiesen, auf der sich unterschiedliche Ungleichheitsdimensionen treffen und in ihrem Zusammentreffen oder in ihrer Überkreuzung zu spezifischen und mitunter verstärkten Diskriminierungseffekten führen (Crenshaw, 1991). Diese Überkreuzungen von Ungleichheitsdimensionen sind dabei nicht in einem additiven Sinn zu verstehen, sondern in ihrer «Verwobenheit», in ihrem gleichzeitigen «Zusammenwirken», in ihren gegenseitigen «Wechselwirkungen» (Walgenbach, 2012, S. 1) oder – was begrifflich angemessener erscheint – darin, dass soziale Kategorien *in sich* heterogen sind (ebd., S. 19-20).<sup>26</sup>

Ein ungeklärter Gegenstand der Debatte ist dabei, welche dieser verschiedenen Ungleichheitsdimensionen untersucht werden sollen. In den USA steht die Intersektionalitätsdebatte in der Tradition der *Race-Class-Gender*-Diskussion,

---

26 Die Metapher der Straßenkreuzung erscheint etwas unglücklich gewählt, da sie implizieren mag, verschiedene Differenzdimensionen würden aufeinander zusteuern und in ihrem Zusammentreffen Unfälle verursachen. Außerdem wird darin suggeriert, die Differenzdimensionen bestünden zunächst unabhängig voneinander in einem essentialistischen Sinn und könnten dann auch noch zur Ursache erklärt werden, wenn sie in ihrem Zusammentreffen zu Problemen führen (vgl. auch Walgenbach, 2012, 17-19).

sodass sich viele Studien auf diese Triade beziehen (Walgenbach, 2012, S. 21). In der europäischen Debatte haben Nina Degele und Gabriele Winker (2007) den Vorschlag eingebracht, die Analysen auf die vier Kategorien Geschlecht, Klasse, Rasse<sup>27</sup> und Körper zu konzentrieren und die jeweilige Relevanz dieser Kategorien auf drei Ebenen zu untersuchen, auf der Strukturebene, der Repräsentationsebene und der Identitätsebene. Mit einer solchen Mehrebenenanalyse zu den vier genannten Kategorien kann gemäß der Autorinnen der Vielfalt Rechnung getragen werden, und es kann gleichzeitig eine Beliebigkeit in der Wahl der Kategorien vermieden werden. Helma Lutz und Norbert Wenning (2001) haben diese Liste stärker ausgeweitet und schlagen vor, von 13 Grunddualismen der Ungleichheit auszugehen und sie als Instrumentarium zu verwenden, um Diskriminierungen zu untersuchen.

Trotz dieser theoretischen und methodischen Aufarbeitungen bleibt es eine Herausforderung, wie der Komplexität sozialer Grenzziehungsprozesse begegnet werden kann, ohne gewissermaßen in ihr unterzugehen und also an einen Punkt zu gelangen, an dem nur noch über die Komplexität des jeweiligen Einzelfalls eine Aussage gemacht werden kann (Wimmer, 2013, S. 214). Eine weitere Schwierigkeit besteht darin, dass die Intersektionalitätsansätze darauf ausgerichtet sind, Macht- und Herrschaftsverhältnisse aus einer gesellschaftskritischen Perspektive zu untersuchen und auf diese Weise Diskriminierungen und Benachteiligungen aufzudecken (Walgenbach, 2012, S. 2). Dadurch bleiben diejenigen sozialen Unterscheidungen, die sich *nicht* benachteiligend auswirken, relativ unbeachtet (Hirschauer, 2014, S. 176). Schließlich konnte bislang vor allem darauf hingewiesen werden, *dass* es benachteiligende Wirkungen gibt, wenn soziale Kategorien in ihrer inhärenten Heterogenität untersucht werden, es wurde aber noch wenig ausgearbeitet, *wie* diese Wirkungen gestaltet sind (Wimmer, 2013, S. 214).

Obwohl Wimmers Theorie der Grenzziehungsprozesse auf Ethnizität fokussiert, ist sie für die vorliegende Forschung doch in zweierlei Hinsicht die nützlichste Grundlage: Zum einen ist sie so weit ausgearbeitet, dass sie ein differenziertes Instrumentarium darstellt, um analytisch damit arbeiten zu können. Mit ihr kann besser verstanden werden, unter welchen Bedingungen soziale Grenzziehungsprozesse stattfinden, wie sie sich gestalten, worum darin gerungen wird und welche Mittel dafür zum Einsatz kommen. Zum anderen bezieht sie sich zwar auf Ethnizität, nimmt die Ethnizität aber nicht zum Ausgangspunkt,

---

27 Die Verwendung der Kategorie der ‹Rasse› ist vermutlich ein ins Deutsche übersetzter Import aus der US-amerikanischen Debatte. Es wäre zu überlegen, ob der Begriff für den europäischen Kontext angepasst oder geändert werden könnte.

sondern setzt bei sozialen Grenzziehungen an. Sie nimmt dabei zwar diejenigen Grenzziehungsprozesse in den Blick, die unter dem Verweis auf Ethnizität stattfinden, lässt sich aber – gerade wegen dieser Perspektive – durchaus auch auf diejenigen Grenzziehungsprozesse anwenden, die unter Verweis auf andere Kategorien stattfinden:

«The boundary-making approach can generate testable hypotheses that go beyond the acknowledgment that multiple cleavages coexist and influence each other: a series of propositions to identify the conditions under which ethnicity or race, gender, social class, profession, regional origin, sexuality, beauty, caste, performance, morality, locality, intellectual ability, or emotional authenticity become the criteria on the basis of which individuals draw boundaries, determine who belongs and who doesn't, and selectively associate with and reward those whom they classify as <their own>.» (Wimmer, 2013, S. 214)

Die vorliegende Arbeit ist daher an Wimmers Theorie orientiert. Dabei wird zunächst auf die ethnische oder nationale Dimension der Grenzziehung fokussiert, der Blick dann aber auf weitere Dimensionen der Grenzziehung ausgeweitet, sofern sich diese weiteren Dimensionen in den Daten als relevant erweisen. Es wird auf diese Weise angestrebt, die ethnischen oder nationalen Dimensionen der Grenzziehung als Orientierungsdimensionen zu verwenden, ohne diese a priori als relevant zu setzen und auch ohne andere relevante Dimensionen dabei zu vernachlässigen. Die Ausarbeitung der Spezifika dieser weiteren sozialen Dimensionen würde allerdings zu weit führen.

Konkret erfordert dieses Vorgehen eine Datenerhebungs- respektive Interviewmethode, bei der alle Erfahrungen und Umgangsweisen mit Differenz und Zugehörigkeit artikuliert werden können, die für die jeweilige Lehrperson bedeutsam geworden sind, einschließlich jener Erfahrungszusammenhänge, in denen ethnische oder nationale Dimensionen keine oder kaum eine Rolle spielen. Die Analyse dieser Daten soll danach so gestaltet sein, dass die verschiedenen Facetten von Differenz und Zugehörigkeit zunächst in ihrer ganzen Bandbreite analysiert werden. Diejenigen, die sich auf ethnische oder nationale Zugehörigkeitsdimensionen beziehen, sollen anschließend als Dreh- und Angelpunkt der vergleichenden Analyse dienen: Sie bilden das Vergleichsmoment, an dem die Fälle untereinander verglichen und an dem die Idealtypen formuliert werden können. Dieses Vergleichsmoment ermöglicht, dass die hochkomplexen Verhältnisse angemessen berücksichtigt werden können und dass die Analyse dennoch zu einer Aussage über die idealtypischen Sinnzusammenhänge gelangen kann (vgl. Ausführungen zum methodischen Vorgehen unter 6.2).

Für dieses Unterfangen ist ein Verständnis von ethnischer oder nationaler Zugehörigkeit hilfreich, das weit gehalten ist, um darunter möglichst viel erfassen zu können, das für die Befragten relevant geworden ist. Es wird deshalb der bewusst diffus formulierte Begriff der «natio-ethno-kulturellen» Zugehörigkeiten verwendet, wie er von Mecheril (2003) vorgeschlagen wurde (ebd., S. 23). Dieser Begriff setzt an der Komplexität und Polyvalenz an, die diesen Erfahrungsbereich oft auszeichnet. Außerdem erlaubt er, auch Religiosität im Sinn kultureller Zugehörigkeiten mit einzubeziehen (vgl. Allenbach et al., 2011, S. 20). Mit dem Sammelbegriff der natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeiten soll keineswegs impliziert werden, Nationalität, Ethnizität und Kultur seien in einem Herder'schen Sinn als deckungsgleich zu verstehen, vielmehr soll er dazu dienen, sich einem Erfahrungskomplex anzunähern, in dem mehrfache, situationsgebundene und ambi- oder polyvalente Bezüge bestehen können. Diesen Bezügen soll zunächst ausreichend Raum gegeben werden, um sie danach im jeweiligen Einzelfall und im Rahmen idealtypischer Darstellungen zu präzisieren.

Einen zweiten Diskussionspunkt bildet die Frage um die Angemessenheit der Grenz-Metaphorik. Ohne Zweifel ist der Begriff der *Boundary* seit Barth (1969) zu einem Schlüsselbegriff geworden, um die Dynamik ethnischer Zugehörigkeiten besser verstehen und die Herder'schen Irreführungen überwinden zu können (Brubaker 2014, S. 806). Allerdings legt die Metapher der «Grenze» nahe, an einen physischen Raum zu denken, der von festen Grenzen durchzogen ist. Das soeben erwähnte Mehrfache, Situationsgebundene und Polyvalente an Zugehörigkeitsbezügen lässt sich in diesem Bild nur schwer unterbringen, denn wie kann man in einem solchen Raum an zwei Orten gleichzeitig sein, die Grenze einmal als undurchdringlich und ein andermal als kaum vorhanden erleben oder sich in einer Interaktionssituation in einer gewissen Weise mit dem Gegenüber un-begrenzt verbunden fühlen, in einer anderen Weise wiederum fern und fremd und dabei das eine wie das andere als angenehm oder auch als unangenehm empfinden (vgl. auch Brubaker, 2014, S. 806; Hirschauer, 2014, S. 175)? Und wie kann in dem Bild zum Ausdruck kommen, dass die beteiligten Akteure nicht nur Grenzen errichten und abbauen, sondern sie auch in ihrer Bedeutung abschwächen oder in ihrer Lage ändern können, wobei außerdem davon auszugehen ist, dass nach dieser Lageänderung keine Einigkeit darüber besteht, an welcher Stelle die Grenze schließlich zu liegen gekommen ist, bilden sich darüber doch höchstwahrscheinlich mindestens zwei subjektive Meinungen. Und wie soll abgebildet werden, dass es auch graduelle Mitgliedschaften gibt, also



nicht nur Zugehörigkeiten, die sich an einem Entweder-oder, sondern auch solche, die sich an einem Mehr-oder-weniger orientieren.

Die Grenz-Metaphorik kann diese soziale Dynamik zweifellos nur andeuten und skizzenhaft abbilden. Brubaker (2014) schlägt deshalb vor, statt von Grenzen nur von Kategorien im Sinn mentaler Prozesse zu sprechen (ebd., S. 807). Das hätte allerdings den Nachteil, dass die Grenzziehungsprozesse nur noch auf der Ebene kognitiver Klassifikationen oder im Sinn von Zugehörigkeitsdiskursen verstanden werden könnten und die Handlungsebene dabei vernachlässigt würde (Wimmer, 2014, S. 839). Wimmer (2013) betont hingegen, dass Grenzziehungsprozesse in beiden Dimensionen verstanden werden sollten: «Only when the two schemes coincide, when ways of seeing the world correspond to ways of acting in the world, shall we speak of social boundary» (ebd., S. 9).

Insgesamt erscheint es gut vertretbar, an der Grenz-Metapher – im Wissen um ihre Unzulänglichkeiten – festzuhalten, da sie den bedeutenden Vorteil bietet, den Herder'schen Blick von den «Inhalten» ethnischer Gruppen zu den Prozessen der Grenzziehungen zu lenken. Die deutsche Sprache bietet zudem die Möglichkeit, von «Abgrenzung» oder «Begrenzungserfahrung» zu sprechen, sodass die allzu leichten Assoziationen zu Landschaften mit festen Grenzzäunen abgeschwächt werden mögen.

Als letzter Diskussionspunkt sei erwähnt, dass auch die handlungstheoretischen Orientierungen in Wimmers Ausführungen eine Herausforderung für das vorliegende Erkenntnisinteresse darstellen, denn die Erfahrungszusammenhänge der befragten Lehrpersonen sind nur zum Teil von aktivem Handeln und von gezielten «Strategien» geprägt, zum Teil wird das aktive Handeln auch von einem reaktiven «Erleiden» (Schütze, 1981, 1995) abgelöst. Es scheint deshalb gewinnbringend, diese beiden Optionen in die Analysen einzubeziehen und statt von «Strategien» eher von «Umgangsweisen» zu sprechen. In handlungstheoretischen Ansätze mögen mancherorts durchaus beide Optionen gemeint sein, mit Schütze können sie aber außerdem explizit und theoretisch differenziert untersucht werden, sodass darauf im Methodenteil (Kapitel 6) noch weiter eingegangen werden wird.

